

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 40

Artikel: Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]
Autor: Lendorff, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

2. Fortsetzung

Nachdruck verboten

„Sie studieren Kunstgeschichte, nicht wahr?“ wandte sie sich an Clelia. Und als diese nickte, fuhr sie fort: „Die einzige Tochter von Vera Commenios — Sie wissen doch, Baronin, Vera von Wallhagen, die den Kunsthändler Commenios heiratete — studiert auch Kunstgeschichte. Fabelhaft begabtes Mädchen, diese Thora Commenios! Der Professor soll sie sehr schätzen, sich sogar im Theater mit ihr zeigen... Sie ist übrigens nicht nur klug, sondern sie weiss sich auch anzuziehen. Nun, man kann es sich leisten, elegant zu sein, wenn man Herbert Commenios zum Vater hat... Aber trotzdem, ich sage Ihnen, so etwas von Geschmack! Sie ist für mich so recht der Inbegriff des modernen jungen Mädchens — selbstsicher, selbstständig, sehr klug, und doch ganz Frau. Sie müssen Sie unbedingt kennenlernen!“

Der letzte Satz galt wieder Clelia. Er war aber so herablassend hingeworfen, dass er sie zugleich vernichtete. Was war sie neben Thora Commenios! Ein junges, unerfahrenes Ding, ein Provinzgänschen, das sich nicht zu kleiden wusste und keine Ahnung hatte vom Leben...

„Vielleicht kann ich Sie im Hause Commenios einführen“, lächelte Frau von Wolterhagen. „Dieses Haus ist ein Erlebnis für jeden Menschen, der dort verkehren kann! Diese musikalischen Soireen! Diese Faschingsfeste! Letztes Jahr war es einfach ein Märchen! Thora als Sibylla von Sachsen... bezaubernd, sage ich Ihnen. Werden Sie zum Fasching noch hier sein?“

Clelia fühlte sich ganz klein. Es war ja so vollständig einerlei, ob sie ja oder nein antwortete. Zudem war die Frage völlig sinnlos und zeugte eigentlich nur von Frau von Wolterhagens Gedankenlosigkeit: da sie sich als Studentin eingeschrieben hatte, jetzt, zu Anfang des Wintersemesters, war es ja klar, dass sie zum Fasching noch hier war. Und was die Absicht, sie im Hause Commenios einzuführen betraf...

Sie zerpflückte die Trauben auf ihrem Teller. Musikalische Soireen, Faschingsbälle mit wundervollen Kostümen, das „Haus Commenios“ — innerlich brannte sie ja vor Sehnsucht nach solchen Erlebnissen. Innerlich verzehrte sie sich vor Sehnsucht nach geistreichen, gebildeten und eleganten Menschen. Aber all das war unerreichbar für sie. Wenn sie daran dachte, wie Thora Commenios sie angesehen hatte, als sie auf der unseligen Stufe beinahe ausgeglitten war...

Und doch war sie im Vorteil, denn sie wusste, dass Thoras Chauffeur ein Verbrecher war. Plötzlich schlug ihre Mutlosigkeit in ungestüme Freude um. Vielleicht war es ihr gegeben, den Verbrecher zu entlarven, Thora zu retten... Thora würde weichen, dankbar, gütig gegen sie sein... Sie würden Freundinnen werden... Thora würde sie lehren, das zu werden, was sie selber war: moderne Frau, selbstsicher, selbstständig, klug, elegant...

Sie wurde in ihren Gedankengängen jäh unterbrochen. Frau von Wolterhagen stand auf und verliess das Zimmer. Alexander erhob sich und öffnete ihr die Türe. Er sah wie ein Lakai aus. Frau von Wolterhagen nahm ihn auch durchaus als solchen, denn sie würdigte ihn keines Blickes.

„Muss ja eine fabelhafte Person sein, diese... wie

hiess sie gleich... Commenios...“, brummte Herr Sauer grimmig. Lassen Sie es sich gesagt sein, Fräulein Conradi: wenn Sie nach der Schweiz zurückkehren, ohne sie kennengelernt zu haben, so ist Ihr Studium hier bloss verlorene Zeit.“ Und er hob warnend den Finger und schüttelte den grauen Kopf.

Clelia sah ihn zuerst etwas entgeistert an. Ihre Träume waren so herrlich gewesen, dass sie seinen Spott nicht gleich erfassen konnte. Er brach in Lachen aus. Auch seine Tochter lachte, und Fräulein von Brandeis lächelte, und sogar Alexander verzog die Lippen. Nur die Baronin Giebichenstein blieb ernst.

Als Clelia nach dem Essen sich in ihr Zimmer zurückziehen wollte, kam plötzlich Fräulein Elfriede auf sie zugeeilt. Es sah aus, als ob sie ihr irgendwo im Hintergrund aufgelauret hätte. Sie ersuchte um Erlaubnis, in Clelias Zimmer treten zu dürfen. „Ich wollte Sie um etwas bitten, Fräulein Conradi. Mister Ross ist immer so allein. Würden sie nicht heute abend noch etwas mit ihm spaziergehen. Er sitzt bloss immer neben mir, oder er geht ins Kino. Verstehen Sie: er hat Heimweh, und er ist solch ein anständiger, lieber Junge. Aus guter Familie...“

„Ja, aber in aller Welt...“, stammelte Clelia. „Wie soll ich das anfangen? Ich weiss ja gar nicht, ob er will?“

„Oh, das mache ich schon“, versprach Fräulein Elfriede. „Ziehen Sie sich nur an, ich werde ihm sagen, dass Sie bereit sind.“ Und eilig, wie ein Wiesel, schlängelte sie sich zu Clelias Zimmertüre hinaus.

Eine Viertelstunde später ging Clelia an Alexanders Seite langsam die Leopoldstrasse hinab. Es war ein merkwürdig milder Abend, obwohl es bereits anfangs November war. Alexander schwieg, und sie hing ihren eigenen Gedanken nach. Der Chauffeur, Peterchen, die ganze wieder-aufgestandene Vergangenheit ihrer Vorkriegsferien, die sie seither fast völlig vergessen — es war beinahe zu viel für einen einzigen Tag.

Auf einmal begann Alexander neben ihr zu reden.

„Ich hoffe, dass Sie nicht etwa... nicht lieben... mit mir zu gehen aus... für einen Walk...“, sagte er. Sein Akzent war unverkennbar englisch, aber die Wörter kamen, wenn auch stockend, so doch in einer verständlichen Reihenfolge.

Clelia blieb vor Erstaunen stehen. „Ja... ich glaubte immer, Sie verstünden... kein Wort Deutsch?“, sagte sie.

„Oh doch, doch...“ Er wurde rot bis unter die Haarwurzeln. Sie verstehen... warum soll ich sprechen bei Tisch? Warum soll ich sprechen mit Frau von Wolterhagen?“ Er machte eine Grimasse.

Clelia lachte auf einmal, ungehemmt, unbezähmbar. Alexander stimmte ein. Sie sahen sich an und fanden keine Worte mehr. Alles fiel mit diesem Lachen von ihnen ab: der Zwang, unter dem die Tischgesellschaft sie gehalten, die Ehrfurcht vor dem Adel, die Clelia bedrückt, das geschraubte Wesen von Fräulein Elfriede, die Einsamkeit der fremden Stadt, sogar das Heimweh, unter dem sie beide, bewusst oder unbewusst, gelitten hatten.

„Well, ich glaube, wir werden bekommen Freunde“, sagte Alexander, als sie wieder ernst geworden waren.

Und dann begannen sie ein vernünftiges Gespräch miteinander. Alexanders Familie war — so stellte es sich jetzt heraus — ursprünglich deutscher Herkunft, und bis zum Kriege hatte man darauf gehalten, dass alle Kinder ebenso gut Deutsch wie Englisch sprachen. Dann aber mussten die Erzieherinnen bei Kriegsausbruch England verlassen, und zudem kam es keinem Menschen mehr in den Sinn, dass diese fremde Sprache für einen Engländer noch einen Zweck haben könnte. Er begann sie also zu vergessen. Nun jedoch wünschte sein Vater, dass er sie wieder erlernte. Das war gar nicht schwer, denn sein Gedächtnis war gut, und alle Wörter kamen jetzt, beinahe über Nacht, in seine Erinnerung zurück.

„Nur...“, erklärte er, „ich kann sonst nicht lernen, was mein Vater will. Er ist nämlich ein ...Hobby. Ja. Sie wissen, was das ist — Hobby? Er sammelt Kunst. Er hat ein grosses Geschäft. Sie wissen vielleicht, in England es gibt solche grossen Geschäfte, die haben Läden überall in der Stadt. Und er ist ganz, wie wir sagen: Businessman. Aber er hat den Hobby und sammelt Kunstwerke in seiner freien Zeit. Und nun soll ich lernen Kunst, weil er nicht versteht selber genug. Aber es ist so langweilig, Kunst, Museen, und all das...“

Clelia lachte von neuem. „Das sagen Sie gerade mir!“ warf sie ein.

„Ja, gerade Ihnen“, bestätigte er. „Gerade Ihnen.“

Er sah sehr jung und sehr treuherzig aus. Sein Geständnis kam aus tiefstem Herzen.

„Wie aber machen Sie das?“ fragte Clelia und beschloss plötzlich, ihn unter ihren mütterlichen Schutz zu nehmen. „Besuchen Sie Vorlesungen? Ich habe Sie noch nirgends gesehen.“

„Ich gehe nur ins Kino“, antwortete er. „Ich bin so glücklich, dass ich endlich haben Zeit... Ich möchte nämlich werden etwas beim Film, Regisseur oder so. Oder aber ich möchte werden Detektiv... Sie wissen, Scotland Yard...“



Guide (1852—1862)



Guide (1862—1864)

Clelia schwieg etwas verblüfft.

„Es ist so... very interesting, zu gehen einmal in alle Filme, die kommen neu. Und es ist auch so very interesting wegen“, er wurde geheimnisvoll, „den Menschen.“

„Wieso?“ fragte Clelia.

„Zu sehen, wie der Film wirkt auf die Menschen, und wie die Menschen sich benehmen... im Kino, verstehen Sie... so im Dunkeln... Jeder glaubt, er ist ganz allein... Ich könnte Ihnen erzählen ganze Geschichten über die Menschen, wie sie sitzen im Kino... very very, very interesting, und warum ich werden will ein Detektiv.“

„Einmal war ich schon so etwas“, sagte Clelia und bekam plötzlich Lust, Alexander von dem Chauffeur zu erzählen. Sie fing auch sogleich damit an. Alexander hörte ihr schweigend zu, ohne sie zu unterbrechen.

„Das ist interessant, indeed, sehr interessant“, sagte er, als sie geendet hatte. „Und Sie sind sicher, dass er ist im Hause von diese Commenios?“ Clelia nickte. Er wurde auf einmal eifrig. „Sie müssten wirklich gehen in dieses Haus“, meinte er. „Sie müssten herausfinden, ob die Commenios wissen...“

„Ich bitte Sie...“ Clelia wurde plötzlich wieder ganz klein. „Wie soll ich das anfangen? Ich bin Ausländerin und nicht adelig. Mich nimmt Frau von Wolterhagen doch niemals mit.“

Er lächelte listig. „Es ist nur die Frage, Sie zu machen Frau von Wolterhagen genügend interessant. Dann...“, er öffnete und schloss die Hand, „dann... sie schnappt schon zu, Sie werden es sehen und staunen...“ Und er umschloss seine andere Hand mit allen fünf Fingern, um den Vorgang zu veranschaulichen.

Clelia zuckte die Achseln. „Wie kann ich für Frau von Wolterhagen interessant sein!“ seufzte sie, und unbewusst legte sie alles in diesen Seufzer hinein, was sich an Minderwertigkeitsgefühlen im Laufe des Thora in ihr angesammelt hatte. „Und überhaupt — Thora Commenios!“ Sie verzog den Mund. „Ich fiel ihr heute bei der Immatri-

kulation fast vor die Füsse. Ich war so aufgeregt... Sie hätten ihren Blick sehen sollen!" Und sie seufzte wiederum. „Man muss Sie für diese Menschen interessant machen“, beharrte Alexander. „Sie müssen es lernen, zu werden interessant. Es ist eine Kunst, und es ist eine Kunst, die sehr viel Nutzen hat... verstehen Sie.“

Aber Clelia war nicht zu überzeugen. —

Als sie später vor dem Einschlafen im Dunkeln sich nochmals die Ereignisse des Tages überlegte, schien es ihr allerdings, als ob sie ihr bedeutend mehr an Gewinn gebracht hätten als die ganze Woche, die sie sich schon in München aufhielt. Sie hatte zwei Freunde gefunden, einen alten und einen neuen, und obwohl ihr beide sehr unreif und knabenhaft vorkamen, so war es doch entschieden nett, sie zu kennen. Sie war ja von der Schule her gewohnt, mit Jungen umzugehen, ja, zu sehr vielen Unternehmungen waren sie einfach unerlässlich, als da sind Tanzpartien, Ausflüge, abendliche Ausgänge, Theaterbesuche und so weiter. Sie würde Peterchen ins Theater einladen — er war ja auch nicht gut bei Kasse, das hatte sie gleich herausgefunden —, und sie würde Alexander bitten, mit ihr ins Kino zu gehen, und sie würde... Sie würde die beiden auch miteinander bekannt machen; das war für beide vielleicht erwünscht, und ausserdem gewann sie dadurch ihrerseits Zeit, denn sie wusste aus Erfahrung: Peterchen war anhänglich wie eine Klette! Sie lächelte in ihre Kissen hinein, denn ihr kamen immer neue Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse. Ja, es war wirklich nett, Peterchen hier zu haben! Und Alexander war vielleicht sogar interessant — was er von seinen Beobachtungen an Kinobesuchern gesagt hatte, liess sich hören...

Sie drehte sich wohligh in der Bette um. München begann ein freundliches Gesicht zu zeigen. Sogar die Tafelrunde verlor an Schrecknissen. Der Adel... pah...

Sie schlief ein. In ihren Träumen verwirrten sich die seltsamsten Dinge. Am andern Morgen wusste sie jedoch nur noch, dass es dabei sehr wild zugegangen war, denn ihr brummte ordentlich der Schädel davon!

Drittes Kapitel

Privatdozent Dr. Arthur Schneewind

Unter den Vorlesungen, die zu besuchen Clelia sich vorgenommen hatte, war auch ein zweistündiges Kolleg über altindische Kunst und Kultur. Es fand jeweils am Nachmittag von drei bis vier Uhr statt und wurde von einem Privatdozenten, Dr. Arthur Schneewind, gehalten.

Der Kleinheit des dafür bestimmten Hörsaals nach schien man nicht gerade mit grossem Zulauf zu rechnen. Ueberdies begann es erst nach Clelias Immatrikulation; es schien, dass Dr. Schneewind entweder krank oder abwesend war.

Clelia ging mit ziemlich hochgespannten Erwartungen hin. Sie wusste selbst nicht, wie es kam, aber irgendwer und irgendwas schien sie immer wieder zu aussereuropäischer Kunst hinzuführen, und da sie noch an jenem glücklichen Anfang der Studienzeit stand, wo man es sich leisten kann, so viel und so verschiedenes zu hören, als man nur will, so stand selbstverständlich auch die indische Kunst auf ihrem Stundenplan.

Als sie den etwas abgelegenen und düsteren Hörsaal betrat, war er noch beinahe leer. Sie sah nach der Uhr: richtig, sie hatte wieder einmal gemeint, viel zu spät zu sein, und nun hatte sie noch volle zehn Minuten zu warten. Nun, vielleicht war es interessant, die Studenten zu betrachten, die da kamen. Sie musste an Alexander denken, der im Kino die Menschen beobachtete und dies weit unterhaltsamer fand als alle Kunst.

Einen, zwei, nein, vielleicht auch vier oder fünf der jungen Leute kannte sie bereits aus den Vorlesungen von Professor Wölfflin oder auch von der Immatrikulation her. Nach und nach füllte sich der Raum doch. Dr. Schnee-

wind schien demnach einen guten Ruf zu haben, denn das Thema war etwas ausgefallen und kam wirklich nur für Spezialforscher in Betracht oder aber für diejenigen, die sein persönlicher Ruf als Gelehrter anzog. Ganz kurz vor Beginn der Stunde kam eine Krankenpflegerin zur Tür hereingeschlüpft. Clelia traute kaum ihren Augen. Dass Nonnen und katholische Priester in den Vorlesungen sasssen, daran hatte sie sich bereits gewöhnt, und nachdem man ihr gesagt hatte, dass für die Lehrer der katholischen Institute dieselben Staatsprüfungen verlangt würden wie für diejenigen der weltlichen Gymnasien, fand sie es auch ganz natürlich. Aber eine evangelische Krankenpflegerin hatte sie bis jetzt noch nie in einem Hörsaal gesehen. Nun, es war immerhin möglich, dass ein Schwesternhaus für ein Kindersanatorium oder dergleichen Lehrerinnen ausbildete. Jedenfalls war es ihr neu, und deshalb beschloss sie, sich darüber zu erkundigen.

Sie vergass jedoch die Krankenschwester sofort wieder, denn Dr. Schneewind trat nun herein. Er war gross, gutgewachsen und sehr hager. Sein Gesicht war schmal und blass. Die Augen lagen tief unter geraden Brauen. Die Nase war edelgeformt, etwas gebogen, über der Nasenwurzel tief eingekerbt. Jemand hatte ihr einmal erzählt, dass Menschen mit einer derartigen Kerbe für okkulte Wissenschaften begabt wären.

Das merkwürdigste aber war Dr. Schneewinds Stimme. Sie klang tief, voll und weich. Melodisch, dachte Clelia. Sie lauschte vom ersten Augenblick an wie verzaubert.

Auch das, was er sagte, nahm sie gefangen. Er redete von den indischen Religionsvorstellungen und ihren Beziehungen zum Kunstwerk.

„Sie wissen vielleicht“, sagte er, „dass für den indischen Denker die ganze sichtbare Welt nur Maja ist, nur Schein, ein Gaukelspiel, das sich im Hirn des Gottes vollzieht, ein Traum, den er träumt, und wir selber sind nichts als Ausgeburten dieser Phantasie, sind selber nichts als Maja, als Gaukelspiel, Schein...“ Und dann erzählte er aus den indischen Mythen, die seine Worte belegten. Von dem Weisen, der sich vom Gotte erbat, Einblick in das Wesen der Maja zu erlangen, der im Strome untertauchte und als schönes junges Mädchen wieder auftauchte... ein ganzes Leben als Frau erlebte, Heirat, Geburt von Kindern, Glück und Weh, und, wiederum im Strome untertauchend, zum Weisen wurde, um nun die Antwort des Gottes zu erhalten: „Siehe, solches alles ist Maja...“

Clelia lauschte mit glühenden Wangen und gross-offenen Augen. Als er abbrach, begriff sie nicht, dass die Stunde bereits zu Ende war. Sie erhob sich wie in einem Traume. Die kleine Krankenschwester war mit den ersten zum Saal hinausgeschlüpft; Clelia dachte gar nicht mehr an sie, denn Dr. Schneewind erfüllte alle ihre Gedanken. Sie nahm sich vor, keine seiner Vorlesungen zu verpassen; sie nahm sich vor, Alexander und Peterchen mitzuschleppen, damit sie ihn hörten, sie nahm sich vor...

Ihre Luftschlösser nahmen ein jähes Ende. Sie stand auf einmal mitten auf der Strasse wie angewurzelt vor dem bunten Bilde auf einer Litfaßsäule. Was sie da sah, liess das Blut in ihren Adern beinahe erstarren. Zwei schlanke, wohlgeformte Mädchenbeine in seidenen Strümpfen, darüber ein kurzes Stück eines blauen Röckchens und darunter in grosser leserlicher Schrift: „Gehst du zum Tanz, gehst du zum Sport — Clelia erfreut an jedem Ort.“ Um das Mass voll zu machen, fügte eine kleine gedruckte Zeile die Erklärung bei: „Verlangen sie stets den weltberühmten Conradi-Strumpf, Marke Clelia.“ Clelia riss die Augen weit auf, und ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft. Selbstverständlich — sie wusste: ihr Vater besass eine Fabrik in Deutschland, und nicht nur dies, er hatte kürzlich noch eine weitere dazu übernommen. Er hatte ihr auch etwas von einer grosszügigen Reklame angedeutet. Aber nun... dies... dies. (Fortsetzung folgt)